

JENNY GLANFIELD

rowohlt
e-BOOK

*Viktorias
Erbe*

ROMAN

DIE GESCHICHTE
EINER BERLINER FAMILIENDYNASTIE



Jenny Glanfield

Viktorias Erbe

Die Geschichte einer Berliner
Familiendynastie

Aus dem Englischen von Wolfgang Rhiel

Über dieses Buch

Der letzte Teil der Romantrilogie setzt mit dem Jahr 1945 ein: Das Hotel Quadriga ist bis auf die Grundmauern zerstört. Doch Viktoria will die Tradition der Hoteliersfamilie nicht aussterben lassen. Sie gründet im Boom des Wiederaufbaus mit Entschlossenheit im Westen das Hotel Berlin. Auch in den Jahren des geteilten Berlins bleibt das Schicksal ihrer Familie mit der deutschen Geschichte eng verbunden. Bis die Mauer schließlich fällt ...

»Viktorias Erbe« ist der dritte und letzte, in sich geschlossene Band der Familiensaga um das dem Hotel Adlon nachempfundene fiktive Hotel Quadriga am Brandenburger Tor, anhand dessen eindrucksvoll deutsche Geschichte von der Kaiserzeit bis zum Fall der Mauer beschrieben wird.

Der erste Band der Trilogie, »Hotel Quadriga«, reicht von der Kaiserzeit bis zur Machtergreifung Hitlers. Der zweite Band, »Viktoria«, erzählt von 1933 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs.

Vita

Jenny Glanfield lebt in London und auf ihrem Landsitz in Chatelaine.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Februar 2015

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Copyright © 2007 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Copyright © 1994 by Jenny Glanfield

Covergestaltung HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich

Coverabbildung Nina Masic/Trevillion Images; akq-images

ISBN 978-3-644-52411-8

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

Inhaltsübersicht

TEIL EINS 1945–1950

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

TEIL ZWEI 1950–1961

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

TEIL DREI 1961–1972

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

Epilog

Stammbaum

TEIL EINS

1945–1950

1

Berlin, Samstag, den 18. August 1945

Der amerikanische Militärjeep holperte über von Bombenkratern übersäte Straßen durch rauchgeschwärzte, ausgebrannte Ruinen, die öde in den Himmel starrten. Größere Straßen waren mit Bulldozern geräumt worden, aber überall sonst rückten Menschen, zumeist Frauen, den Trümmern zu Leibe. Aus Brettern, Ziegelsteinen und Planen waren Notunterkünfte errichtet worden. Auf Feuerstellen zwischen den Ruinen wurde im Freien gekocht. Lange Schlangen warteten vor den Läden und an Wasserpumpen. Notdürftig zusammengenagelte Kreuze markierten die Stellen, wo Menschen bei Luftangriffen umgekommen waren. Von Zeit zu Zeit überholte der Jeep einen von Menschen gezogenen Leichenwagen.

Ganz im Bann jener Faszination des Schreckens, die jeden neu ankommenden Berlinbesucher packte, hielt Mortimer Allen sich an der Windschutzscheibe fest, während Jeff Malone

den Jeep routiniert über unsichere Wege ins Stadtzentrum steuerte. Mortimer, zweiundfünfzig Jahre alt, mit grauen Augen und einer leicht ergrauten Strähne, die ihm widerspenstig in die hohe Stirn hing, war ein großgewachsener, stattlicher Amerikaner deutscher Abstammung und mit einer Engländerin verheiratet. Bis 1940, als er sich mit den Nazis angelegt hatte, war er Berliner Korrespondent der *New York News* gewesen. Die letzten fünf Jahre hatte er aus London über den Krieg berichtet.

Mortimer holte ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche, bediente sich, bot sie Jeff an, drehte sich dann um und hielt sie Stefan Jochum hin, der hinten im Jeep kauerte.

Stefan, das bleiche Gesicht unter einer britischen Militärmütze, nahm die Zigarette dankend an, wobei er sich bemühte, die zitternden Finger ruhig zu halten. Natürlich hatte er von den Luftangriffen und Feuerstürmen gewusst, die über und in Berlin getobt hatten, und von der letzten Schlacht im April dieses Jahres, als russische Truppen sich zu Fuß bis zur Reichskanzlei und dem Führerbunker vorgekämpft hatten. Aber auf diese schreckliche Stadtwüste war er denn doch nicht vorbereitet gewesen.

Es war sechs Jahre her, seit er Berlin verlassen hatte, voll Verachtung für seine Mutter, Hass auf die Nazis und Angst vor dem Gedanken an einen Krieg zwischen England und Deutschland, den er sich, als er ausbrach, nie so lang und verheerend vorgestellt hatte. Während sechs Jahren hatte er sich gegen jegliche Gefühle gewappnet, hatte er an Deutschland

nur als den Feind und an Berlin nicht als seine Geburtsstadt gedacht, sondern nur als die Hauptstadt des Nazireichs.

Aber trotzdem war es seine Heimat. Seine Familie wohnte noch in Berlin – falls sie die Zerstörung überlebt hatte. Die letzte Nachricht hatte Stefan 1940 von Mortimer erhalten. Nicht einmal über das Rote Kreuz hatte er irgendetwas erfahren können.

Sie fuhren am Gerippe des Potsdamer Bahnhofs vorbei und kamen zum Potsdamer Platz, auf dem jetzt Panzerwracks und ausgebrannte Militärlaster standen. Ein Militärfahrzeug hupte ungeduldig, und Jeff gab Gas. Links lag der Tiergarten, jetzt kaum noch wiederzuerkennen als der verlockende Park mit Teichen und Rosengärten, wie Stefan und Mortimer ihn in Erinnerung hatten. Er glich vielmehr einem Schlachtfeld – versengter Rasen mit den Narben von Schützengräben und MG-Stellungen, die zerfetzten Bäume überschattet von einem monströsen Flakturm, der trotz der vielen Treffer noch stand.

Der Jeep umfuhr das Brandenburger Tor, an dem ebenfalls zerstörte Laster, Panzer, Panzerwagen und Geschütze lagen. Über den zwölf Säulen thronte die zerschossene Quadriga, der von vier stolzen Rossen gezogene und von der Siegesgöttin Viktoria gelenkte Triumphwagen, der an den Frieden zwischen Frankreich und Preußen von 1795 erinnern sollte. Auf dem Tor flatterte eine große rote Fahne mit Hammer und Sichel.

Vor ihnen lag Unter den Linden, einst Berlins Prachtstraße, doch die Linden, die dem Boulevard den Namen gegeben hatten, waren verschwunden, und von den Gebäuden zu

beiden Seiten standen nur noch die Außenmauern. Die Promenade in der Mitte wurde von einem Riesenplakat beherrscht, das Stalin zeigte.

«Hier beginnt der sowjetische Sektor», erklärte der Fahrer.

Nichts interessierte Stefan in diesem Augenblick weniger als die politische Teilung Berlins. Er starrte auf die Ruinen und versuchte zu erkennen, wo das Hotel Quadriga gestanden hatte. Plötzlich schrie er auf, sodass Jeff abrupt anhielt und sich fragend umdrehte.

«Hier hat Captain Jochums Haus gestanden», erklärte Mortimer.

Während Jeff leise durch die Zähne pfiiff, war Stefan aus dem Jeep geklettert. Fassungslos schüttelte er den Kopf, das Hotel noch so vor Augen, wie er es zuletzt gesehen hatte: den imposanten Granitsäulengang; die weiße Marmortreppe vor den gläsernen Drehtüren, an denen zwei Portiers in kobaltblauer Livree standen; den Balkon, von dem er und seine Familie so oft Paraden und Aufzüge verfolgt hatten; die elegant eingerichteten Zimmer, Restaurants und Bars ...

Seine Großeltern Karl und Ricarda Jochum hatten das Hotel erbaut und an dem Tag eröffnet, an dem seine Mutter, Viktoria, im Juni 1894 zur Welt gekommen war. Stefan selbst war vor gut dreißig Jahren am 28. April 1915 dort geboren worden. Er hatte das Hotel immer für unvergänglich gehalten.

Doch jetzt gab es nur noch Berge von Granitbrocken, verkohlte Balkenreste, Trümmer von Marmorbädern und -böden, über denen ein Schleier aus Ruß und Asche lag.

Aus den Ruinen tauchten ein paar Kinder auf, dreckstarrende, zerlumpte Gassenbengel mit schmutzigem Gesicht. Einer kam auf Mortimer zu und bettelte: «Schokolade, Schokolade.»

Mortimer hatte bereits erlebt, welche Macht Schokolade und Zigaretten auf die ausgehungerten Menschen in Deutschland hatten. Er sprang aus dem Jeep und holte einen Schokoladenriegel aus der Tasche. «*Here you are, kid.*» Als der Junge danach griff, fragte er auf Deutsch: «Was ist mit diesem Haus passiert?»

«Ham die Russen anjesteckt.»

«Und die Besitzer? Was ist aus denen geworden?»

Doch der Junge, dem Mortimers inquisitorischer Ton Angst gemacht hatte, nahm Reißaus. Wie Ratten stahlen sie sich fort in die düsteren Ruinen.

Beruhigend legte Mortimer Stefan die Hand auf die Schulter. «Er hätte ohnehin nichts gewusst. Deine Eltern waren wahrscheinlich gar nicht hier. Dein Vater ist bestimmt mit der ganzen Familie nach Heiligensee gefahren.»

«Vielleicht.» Doch Stefan glaubte es nicht. Das Hotel Quadriga war im Leben seiner Mutter immer das Wichtigste gewesen. Egal, welche Gefahren der Familie gedroht hatten, für Viktoria war immer das Hotel zuerst gekommen. Sie hätte das Quadriga nie verlassen, nicht einmal auf Befehl seines Vaters. Wahrscheinlich hätte sie die übrige Familie in ihr Landhaus am Rand von Berlin geschickt, aber sie wäre im Hotel geblieben.

«Vielleicht sind sie auch zum Café Jochum», sagte Mortimer. Es war eine vage Hoffnung. Sie gingen zum Auto zurück, und Jeff fuhr sie zum Kurfürstendamm im britischen Sektor.

Obwohl nicht ganz so schwer zerstört wie Unter den Linden, stand auch am Kurfürstendamm kaum noch ein Haus. Biergärten, Straßencafés, Kaufhäuser und Kinos glichen gespenstischen Skeletten.

Plötzlich rief Stefan ungläubig: «Da!» Vor ihnen erhob sich das rußgeschwärzte Gerippe des Cafés Jochum. Verbogene Eisenträger ragten in die Luft. Die Reste einer unfassbar verdrehten Treppe hingen an nackten, fensterlosen Betonmauern. Mehr war nicht geblieben von einem der umstrittensten Berliner Gebäude des Bauhaus-Architekten Erich Mendelsohn, das einmal Stefans Tante Luise geleitet hatte. Doch an einem freigeräumten Weg durch die Trümmer stand ein handgemaltes Schild: CAFÉ JOCHUM – FIVE O’CLOCK TEA IS NOW BEING SERVED.

Daneben hing noch ein Blatt: «Entry strictly forbidden to civilians.» Aber Stefan nahm das kaum wahr. Noch bevor der Jeep richtig hielt, war er auf die Straße gesprungen. Gefolgt von Mortimer, ging er ein paar Stufen hinunter und trat in einen verräucherten Raum, in dem sich amerikanische und britische Soldaten drängten. In einer Ecke spielte jemand auf einer total verstimmtten Geige. Drei ältere Kellner in schäbigem Gehrock und grauweißen Handschuhen balancierten Tablett über den Köpfen der Gäste.

Hinten im Raum tauchte eine Frau mittleren Alters auf und blieb einen Augenblick prüfend stehen. Ihr blasses Gesicht war ungeschminkt, der Krieg hatte tiefe Spuren um die blauen Augen hinterlassen; sie war hager und hatte schlohweißes Haar. «Mortimer», flüsterte Stefan, «sie lebt!»

Mortimer beobachtete sie, wie sie zwischen den vollbesetzten Tischen hindurch zum Eingang kam. Als Viktoria Jochum-Kraus einst in einer scheinbar anderen Welt mit noch goldblondem Haar durch die Marmorhallen des Hotels Quadriga geschritten war, hatte er geglaubt, er liebe sie. Es war jedoch nie etwas zwischen ihnen gewesen: Persönliche Umstände und die Politik hatten sie einander mehr und mehr entfremdet, bis der Krieg für eine endgültige Trennung sorgte. Also ließ er Viktoria und Stefan besser mit ihrer Wiedersehensfreude allein.

Stefan tat ein paar Schritte in den Raum, und Viktoria, die den großen, eleganten Mann mit Sonnenbrille und Schirmmütze nicht erkannte, sagte auf Englisch: «*Welcome to Café Jochum.*»

Stefan nahm die Brille ab, und ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht, als er die Hände ausstreckte. «Mama, ich bin wieder da.»

Einen Augenblick stand Viktoria sprachlos und ungläubig da, dann warf sie die Arme um ihn und vergrub ihr Gesicht an seinem Hals. «Stefan, o Stefan.»

Viktoria führte ihren Sohn nach hinten in den vollgepackten Lagerraum, der ihr auch als Schlafzimmer und Büro diente, mit Feldbett, altem Küchentisch und Stuhl ausgestattet war und von einer Öllampe erleuchtet wurde, die sie mit zitternden Händen anzündete. «Stefan, ich kann es immer noch nicht glauben. Kein Tag ist vergangen, an dem ich nicht an dich gedacht und gebetet habe, dass du in Sicherheit bist.»

«Ich bin so schnell wie möglich gekommen. Es ist nicht einfach, nach Berlin zu kommen. Mortimer hat schließlich erreicht, dass ich ihn begleiten durfte.»

«Mortimer?» Viktoria nannte seinen Namen wie etwas Unwirkliches. Der amerikanische Journalist hatte ihr einmal viel bedeutet. Jetzt war er nur noch eine Episode aus einer fast vergessenen Vergangenheit.

«Mama, wir waren beim Quadriga. Ein Junge hat uns gesagt, die Russen hätten es niedergebrannt. Was ist passiert?»

Viktoria dachte nicht mehr an Mortimer, sondern sah Stefan an, den Sohn, den sie so geliebt und so verletzt hatte, dass er in den schweren Tagen vor Kriegsausbruch, im August 1939, nach England geflohen war. Und jetzt, wo er wieder da war, musste sie ihm erneut weh tun mit Nachrichten, die zu erzählen sie fast nicht übers Herz brachte. «Erzähl erst mal von dir», versuchte sie, Zeit zu gewinnen. «Was hast du ...?»

Doch Stefan tat ihre Frage ungeduldig ab. Er würde noch Zeit genug haben zu erzählen, wie es ihm seit seiner Flucht aus Berlin ergangen war, von seiner Internierung durch die Briten als «feindlicher Ausländer» auf der Isle of Man zu berichten;

davon, wie er später dank Mortimers Hilfe einen Posten im *Political Warfare Executive* bekommen und bei deutschsprachigen Propagandasendungen der Engländer gegen die Nazis mitgearbeitet hatte; davon, dass Mortimer bei Kriegsende angeregt hatte, er solle sich bei der Englischen Kontrollkommission bewerben, um beim Entnazifizierungsprogramm der Alliierten mitzuwirken.

Was er zu berichten hatte, konnte warten. «Wo ist Papa?», fragte er. «Und Tante Luise und Oma? Wo ist Monika – und Christa?»

Viktoria setzte sich auf das Notbett und forderte Stefan auf, neben ihr Platz zu nehmen. Dann nahm sie seine Hand und begann tastend zu erzählen. Manchmal brachte sie zeitlich etwas durcheinander. Manchmal versagte ihre Stimme vor Schmerz, und sie musste sich räuspern, bevor sie weiterreden konnte. Doch größtenteils sprach sie leidenschaftslos, als wäre das alles gar nicht ihr selbst widerfahren, sondern jemand anderem. Nur so hatte sie mit ihrem Leid leben können.

Stefan hörte ihr benommen zu. Seine Schwester Monika und ihre beiden Kinder hatten während des Krieges bei Monikas Schwiegereltern in Fürstenmark gelebt, einem Dorf ein paar hundert Kilometer nördlich von Berlin. «Monikas Mann, Hans, ist 1942 in Kriegsgefangenschaft geraten», berichtete Viktoria. «Von Monika habe ich zuletzt im März gehört. Fürstenmark ist jetzt von den Russen besetzt. Ich weiß nicht, wie es ihr geht. Man hört so entsetzliche Dinge.»

Es war ein Totenappell. Viktorias Schwester, Luise, war bei einem Luftangriff ums Leben gekommen, während ihre kleine Tochter, Lili, überlebt hatte. Luises Mann, Josef Nowak, Flieger bei der Luftwaffe, war in Russland gefallen.

Die gesamte Familie Biederstedt war tot. Peter Graf von Biederstedt war wegen Beteiligung am Anschlag auf Hitler vom 20. Juli 1944 erschossen worden – Viktorias Geliebter vor ihrer Heirat mit Benno Kraus und Stefans leiblicher Vater, wie sie Stefan hatte offenbaren müssen, als er sich in Peters Tochter Christa verliebt hatte und sie heiraten wollte. Das war auch der Grund für Stefans überstürzte Abreise aus Berlin gewesen. Er hatte die Nazis verabscheut. Vor allem aber hatte er nicht in der Nähe des Mädchens bleiben können, das er liebte und das seine Halbschwester war.

Peters Frau, Ilse, war tot. Jedenfalls nahm Viktoria das an. Sie war ins KZ Ravensbrück gekommen, und man hatte nie mehr von ihr gehört. Und – Viktoria hielt kurz inne, bevor sie tapfer fortfuhr – auch Christa war tot. Sie war von russischen Soldaten vergewaltigt und tot in Heiligensee aufgefunden worden.

Stefan stöhnte auf. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Viktorias Mann, Benno, war tot, umgekommen in den letzten Kriegstagen in den Flammen, die das Hotel Quadriga zerstörten, als russische Soldaten das Gebäude geplündert hatten. Viktoria fuhr sich durch das weiße Haar, das erlittene Leid stand ihr im Gesicht geschrieben. «Ich wäre auch tot», sagte sie, «wenn Hasso Annuschek nicht gewesen wäre, unser Barmann.

Erinnerst du dich an ihn? Er hat mich aus den Flammen gezogen und bei seiner Schwester untergebracht.»

Ihre Stimme bebte, doch sie riss sich zusammen. «Ich bin bei Hasso geblieben, bis ich nach Heiligensee konnte, wo deine Oma und Lili waren. Ich war erst ein paar Tage dort, als russische Truppen das Haus beschlagnahmten. Da haben Oma und ich Lili bei Hilde und Fritz Weber gelassen, die nach dem Haus gesehen haben, und sind hierhergekommen. Wir haben unter Planen geschlafen und tagsüber einen Weg durch die Trümmer zum Keller gegraben.» Abwesend blickte sie auf ihre roten, schwieligen Hände mit den kurzen, abgebrochenen Nägeln. «Wir haben etwa sechs Wochen gebraucht. An dem Tag, als wir zum Keller vorstießen, ist Mama gestorben. Herzschlag.»

Stefan traten Tränen in die Augen. Er hatte das Gefühl, dass alles, was er gekannt und geliebt hatte, zerstört war. Josef und Luise Nowak, sein Lieblingsonkel und seine Lieblingstante; Ricarda Jochum, seine heißgeliebte Oma; Peter von Biederstedt, sein leiblicher Vater; Christa, die er über alles geliebt hatte; Benno Kraus, der ihn wie seinen eigenen Sohn aufgezogen hatte ...

Viktoria strich ihm wie einem Kind übers Haar, aber obwohl dieses Wiedersehen einer der schönsten Augenblicke ihres Lebens hätte sein sollen, ließ es sie eigenartig kalt. Als sie Stefan am meisten gebraucht hatte, war er nicht da gewesen. Er hatte die Schrecken des Krieges nicht erlebt. Er hatte nicht geholfen, Luisens Leiche aus den Trümmern zu ziehen. Er war nicht da

gewesen, als die Russen kamen. Er hatte das Quadriga nicht in Flammen aufgehen sehen. Er war nicht bei ihr gewesen in den quälenden Wochen nach Bennos Tod – des Mannes, den sie hintergangen hatte, des einzigen Mannes aber, der sie je wirklich geliebt und durch alle Wirren zu ihr gestanden hatte, bis zum bitteren Ende.

Stefan hatte nicht stundenlang mit schmerzdem Rücken Schutt geräumt. Er war nicht bei ihr gewesen, als ihre Mutter Ricarda starb. Er hatte nicht ihre grenzenlose Einsamkeit und Verzweiflung erlebt, als man Ricardas Leiche abgeholt und öffentlich verbrannt hatte. Er wusste nicht, wie es war, zu erschöpft, zu ausgebrannt, zu voll von Schmerz zu sein, um noch weinen zu können.

Ihr Sohn war zurückgekommen – aber er kam zu spät.

Mehr als sechzig Jahre hatte es in Berlin das Café Jochum gegeben. Karl Jochum hatte das erste 1883 am Potsdamer Platz eröffnet, im Herzen der Stadt in jenen so fernen Tagen, als Berlin die neue Hauptstadt eines neuen deutschen Reichs war. Vierzig Jahre später, 1923, war das Café verkauft und ein neues Café Jochum am Kurfürstendamm eröffnet worden, das zum eleganten Treff für Künstler, Schauspieler und Schriftsteller wurde, die Berlin in den 20er Jahren berühmt machten.

Dann kam 1929 die Weltwirtschaftskrise, die ein Deutschland traf, dessen neuer, noch anfälliger Wohlstand auf amerikanischen Krediten gründete, die abrupt zurückgefordert wurden. Banken brachen zusammen. Arbeitslosigkeit griff um

sich. Drei Kanzler in Folge trieben das Land in den wirtschaftlichen Ruin. Am 30. Januar 1933 wurde Adolf Hitler, der Führer der NSDAP, zum neuen Reichskanzler berufen. Goebbels, Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, inszenierte Ausschreitungen gegen die «dekadenten» Intellektuellen, Kommunisten und Juden. Das Café Jochum verlor rasch seine Kundschaft. Zwölf Jahre später war nur noch der Kellner übrig.

Mortimer Allen saß vor einem Glas Bier an einem kleinen Tisch in einer schummrigen Nische des Kellers. «Mich interessieren im Moment ein paar Geschichten aus Berlin», hatte Anthony Rutherford, Chef der Nachrichtenagentur, bei einer kurzen Besprechung gesagt. «Als Erstes die Besetzung. Ich möchte was über die französischen, amerikanischen, russischen und auch britischen Truppen haben. Wenn's geht, irgendwas Ungewöhnliches.»

In mehreren Gipfelgesprächen, zuletzt im Juli in Potsdam, war über die Zukunft Deutschlands nach dem Krieg entschieden worden. Man einigte sich schließlich darauf, dass Deutschland zwar als Staat untergehen, aber nicht zerstückelt und annektiert werden, sondern als eine wirtschaftliche Einheit weiterbestehen sollte. Es sollte in vier von England, Amerika, Russland und Frankreich besetzte und verwaltete Zonen eingeteilt werden, wobei die oberste Entscheidungsgewalt beim Alliierten Kontrollrat mit Sitz in Berlin lag.

Berlin, Insel in der sowjetischen Besatzungszone, wurde in vier Sektoren aufgeteilt, und Anfang Juli waren amerikanische

und britische Truppen in ihre bis dahin allein von den Russen besetzten Sektoren eingezogen. Einen Monat später hatten die Franzosen ihren Sektor übernommen.

«Zweitens natürlich Kriegsverbrecher», hatte Anthony erklärt. «Soweit ich das beurteilen kann, haben wir es mit drei Arten zu tun: mit den Politikern und Generälen, die die Befehle gaben; denjenigen, die sie ausführten; und den Zivilisten, die Hitler finanziert und vom Naziregime profitiert haben. Die Weltpresse wird sich auf die beiden ersten Gruppen konzentrieren. Aber Sie haben Verbindungen, die die andern nicht haben. Sie haben Baron Heinrich von Kraus gekannt.»

Ja. Mortimer hatte den Baron gekannt. Er war Viktorias Schwiegervater und Stefans Großvater. Er war außerdem Chef der weltberühmten Kraus-Werke gewesen, die mit der Produktion von Eisenbahnen, Waffen, Schiffen und Chemikalien ein Vermögen verdient hatten. Mortimer wusste, dass Zuwendungen der Kraus-Werke an die Nazis es Hitler ermöglicht hatten, die Macht an sich zu reißen und seine zwölfjährige Schreckensherrschaft in Europa zu errichten. Er wusste, wie sehr die Kraus-Werke von den NS-Gesetzen und vom Krieg profitiert hatten. Er würde mit Vergnügen mithelfen, den Baron vor Gericht zu bringen.

«Und drittens, wie sehen die Deutschen das Dritte Reich heute?», hatte Anthony gefragt. «Was halten sie von den Besatzungsmächten? Wie sieht der Mann auf der Straße die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft? Und was ist mit den Deutschen, die sich gegen Hitler gestellt haben? Pastor Scheer

zum Beispiel. Sie kannten ihn doch, oder? Man hat ihn in Tirol entdeckt. Wäre doch vielleicht ganz interessant, etwas über ihn zu schreiben», schloss Anthony.

Die deutsche Widerstandsbewegung – ein so kleiner Kreis. Stefan hatte ihm angehört, bis er 1939 nach England geflohen war. Bernhard Scheer, der evangelische Pfarrer aus Berlin-Schmargendorf, ebenfalls. 1937 hatte er von der Kanzel gegen die Nazis gepredigt, war von der Gestapo festgenommen worden und hatte die folgenden acht Jahre in Konzentrationslagern verbracht. Pastor Scheer hatte tatsächlich überlebt – anders als die meisten Menschen, die Widerstand gegen Hitler geleistet hatten.

Ein Kellner stand plötzlich neben Mortimer und riss ihn aus seinen Gedanken. «Möchten Sie noch etwas trinken, Sir? Oder eine Kleinigkeit essen?»

Der Kellner blickte Mortimer prüfend an. Schließlich sagte er: «Entschuldigen Sie, Sir, aber sind Sie nicht Herr Allen?»

Erst da erkannte Mortimer Hasso Annushek, der sich erheblich verändert hatte, seit Mortimer im Hotel Quadriga an der Bar gesessen hatte, während Barkeeper Hasso, ein überzeugter Sozialdemokrat, Whiskey eingeschenkt und ihn mit Hitlerwitzen amüsiert hatte. «Hasso! Das ist lange her ...» Aber er reichte ihm nicht die Hand.

Hasso versuchte seine Enttäuschung über diese frostige Begrüßung zu verbergen und ließ die Hand sinken. Mortimer Allen war also wie alle Amerikaner geworden, die ihm begegnet waren und sämtliche Deutschen für Nazis hielten und

sie wie Dreck behandelten. «Ja, Herr Allen, eine dunkle und schreckliche Zeit.»

Mortimer ließ sich in seiner Arbeit nicht durch persönliche Gefühle beirren. «Haben Sie einen Augenblick Zeit, mir darüber zu erzählen?»

Hasso sah sich im Lokal um. «Einen Augenblick schon, Herr Allen, aber das hier ist nicht die Quadriga-Bar.» Die Manschetten schauten unter dem speckigen Gehrock hervor, durchgescheuert und grau, passend zum fahlen Grau seines Gesichts. Er erzählte Mortimer Allen die Geschichte von seinem und Viktorias Krieg.

Als Mortimer auf die Uhr sah, war bereits eine Stunde vergangen. Er machte Anstalten, zu der Tür zu gehen, durch die Viktoria und Stefan verschwunden waren.

«Wohin gehen Sie, Herr Allen?»

«Stefan holen.»

Ein ungläubiges Lächeln huschte über Hassos ausgemergeltes Gesicht. «Der englische Captain bei Frau Jochum ist Stefan?»

Von der Theke rief ein Amerikaner: «Service, you goddam Kraut!»

Hasso zuckte leicht zusammen, doch ohne auf seine Kunden zu achten, schob er Mortimer in den hinteren, dunklen Bereich des Kellers.

Mortimer konnte Viktorias ausgestreckte Hand nicht übergehen. Sein Handschlag war jedoch kurz und seine Stimme

ohne jede Regung. «Hasso hat mir erzählt, was passiert ist. Erlaube mir, dir mein Beileid auszudrücken.»

Viktoria sah die Kälte in seinen Augen. «Danke, Mortimer. Und danke, dass du mir meinen Sohn zurückgebracht hast.»

Aus dem Hintergrund trat Hasso vor. «Herr Jochum, ich freue mich, dass Sie wieder da sind.»

Stefan ergriff Hassos Hand. «Hasso! Danke für alles, was Sie für meine Mutter getan haben. Sie haben ihr das Leben gerettet, wie sie mir erzählt hat.»

«Ich wünschte, ich hätte auch Ihren Vater retten können.»

Mortimer unterbrach sie. «Hasso, besteht die Chance, eine Flasche Whiskey zu bekommen?»

«Selbstverständlich, Herr Allen.» Er ging zu einem Schrank hinten im Raum und schloss ihn auf. «Wir haben sogar Ihre Lieblingsmarke, Jack Daniels.»

Doch auf Mortimer machte es keinen Eindruck, dass er das noch wusste. Während Hasso einschenkte und dann zurück ins Lokal eilte, dachte Mortimer mit Bitterkeit an den unaufdringlichen Luxus von einst: Nein, das ist nicht die Quadriga-Bar.

Der Whiskey konnte sie auch nicht aufheitern. Stefan stand noch ganz im Bann der Enthüllungen seiner Mutter, während Mortimer und Viktoria sich wie Fremde gegenüber saßen. Aber Mortimer war unbeeindruckt. «Du hast das Café Jochum also wiedereröffnet, Viktoria. Es war wohl doch nicht so stark beschädigt, wie es den Anschein macht.»

«Nach der Bombardierung 1943 hat Benno alles, was er retten konnte, hier im Keller gelagert – Möbel, Geschirr, Wein, Kaffee, Konserven. Er hat sogar einen Herd hergebracht.»

«Euer Besitz muss doch im Quadriga fast völlig verbrannt sein. Wie kommst du an Geld?»

Automatisch glitt Viktorias Hand zur Taille und dem Gürtel, den sie ständig auf dem Leib trug und der den Familienschmuck barg, von dem sie schon ein, zwei Stücke versetzt hatte, um auf dem Schwarzmarkt wichtige Dinge für das Café zu kaufen. Doch sie antwortete nur: «Benno hat die Wertsachen und Papiere noch vor Kriegsende nach Heiligensee gebracht. Ich habe so viel, dass ich über die Runden komme.»

«Wann hast du das Geschäft wiedereröffnet?»

«Vor etwa sechs Wochen, als die ersten amerikanischen und britischen Truppen kamen. Aber es ist schwer. Deutsche haben zum Beispiel keinen Zutritt.»

Briten und Amerikaner hatten ihre Soldaten angewiesen, nicht mit dem Feind zu fraternisieren, und ihnen eingebläut: «Seinem Wesen nach ist jeder Deutsche ein Hitler. Freundet euch nicht mit Hitler an.» Das würde nicht sehr lange vorhalten, wie Mortimer wusste. Die Soldaten waren weit von zu Hause weg. Für sie hatten die hübschen deutschen Fräuleins nicht viel mit Hitler zu tun, sie waren in erster Linie Frauen.

«Du müsstest eigentlich erstaunt sein, dass Stefan eine britische Uniform trägt», sagte Mortimer.

«Ich arbeite für die Englische Kontrollkommission», erklärte Stefan. «Ich muss morgen wieder zurück nach Hamburg.»

Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde, ist die Macht letztlich doch in den Händen der Familie Kraus geblieben, und die Firmenpolitik hat sich nicht geändert.»

Was für ein faszinierendes Panorama von Menschen diese Familie bietet, geht es mir durch den Kopf, während ich wie wild schreibe. «Was ist aus Norbert geworden, Lilis erstem Mann?», frage ich. «War er nicht der Vater von Helena und der Bruder von Werner?»

«Norbert lebt inzwischen ganz zurückgezogen», antwortet Viktoria. «Er und seine Frau Ursula haben eine Villa am Luganer See.» Sie schüttelt traurig den Kopf. «Wissen Sie, dass sein Sohn gestorben ist? Er war Rennfahrer, Kris Kraus, aber der Unfall ereignete sich nicht auf der Rennstrecke. Kris ist mit dem eigenen Flugzeug bei einem Gewitter abgestürzt. Norbert war zutiefst erschüttert. Er und Kris hatten ein sehr gutes Verhältnis zueinander. Norbert und Ursula waren bei jedem Rennen dabei.»

Ich warte einen Moment, bevor ich frage: «Hatte Helena nicht einen Sohn?»

«Ja, Alexander», sagt Senta, «oder Mondkind, wie Helena ihn nannte. Ihre Mutter hat ihn in Hamburg großgezogen, und als Reinhild starb, kam er nach Berlin zu Kleo und Dieter. Jetzt ist er im Sudan, arbeitet mit Matthias Scheer für das Rote Kreuz und hilft den äthiopischen Flüchtlingen.»

Viktoria blickt aus dem Fenster, das Gesicht klar im Profil, energisch und ausdrucksstark. «Manchmal kann ich die Nachrichten im Fernsehen nicht mehr ertragen. Ich komme mir

so hilflos vor und bin enttäuscht. Vor allem diese Neonazis bringen mich auf, diese Rüpel mit ihren Hakenkreuzen und dem Hitlergruß und den Angriffen auf Ausländer und Asylantenheime. Die Leute haben offenbar nichts aus der Vergangenheit gelernt – die Geschichte scheint sich zu wiederholen. Und dann denke ich an Mondkind.» Ihre Stimme ist plötzlich ganz hart. «Wer hätte voraussagen können, dass er sich so entwickeln würde? Er trug das Kainsmal. Vielleicht hat er Erfolg, wo ich und meine Generation und die Generation, die nach mir kam, so kläglich versagt haben – vielleicht kann er dabei helfen, der Welt Liebe und Frieden zu bringen statt Hass, Gewalt und Blutvergießen.»

Sie schaut hinaus auf den Kurfürstendamm, aber ich bin sicher, dass sie das Lärmen des Verkehrs, den Geruch des heißen Asphalts und der Autoabgase gar nicht wahrnimmt. Sie blickt voraus in eine Zukunft, die sie nicht erleben wird. «Ja», sagt sie bestimmt, «meine Hoffnung ruht auf Mondkind ...»

Graf
VON BI
(182

Annet
Ketten
(1860-18

┌
Pete
(1892-1

┌
Chri
(1920-1

┌
Marga
(1956